Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 6

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Noch einmal alles heraufholen?" fragte Sie leise.

Er antwortete stark:

„Ja, alles ans Licht holen. Keinen Rest mehr lassen von Furcht, von Scham, von Schuld. Sehen Sie der Sache Becker noch einmal richtig ins Gesicht. Bildlich und wörtlich. Dann werden Sie damit fertig. Und dann können Sie wieder vorwärts gehen."

„Vorwärts? Wohin?"

„Sie wissen ja, Fräulein Adda. Thomas wartet auf Sie. Der Gedanke, daß er Sie gefunden hat, ist geradezu ein Glück für mich. Wissen Sie, daß Thomas meine verstorbene Frau einmal sehr geliebt hat?"

„Sie wissen das auch? Und sind dennoch mit Thomas befreundet?"

„Fräulein Adda, man muß auch lernen zu ertragen, daß ein Mensch, den man selbst liebt, von anderen geliebt wird."

„Schwer muß das sein", flüsterte das Mädchen, „ich könnte das nicht."

„Ich habe es auch nicht gekonnt, Fräulein Adda. Ich habe es erst gelernt. Freilich, es muß nur so sauber und klar sein wie das zwischen Mintheffer, Annette und mir war."

„Aber es bleibt doch Schmerz."

„Auch Schmerz lernt man ertragen, wenn er nur rein ist. Und nicht vergiftet durch Häßliches. Und nicht entstellt durch Schmutziges."

„Wissen Sie, daß ich häßlich von Thomas dachte? Ich muß Ihnen alles sagen, damit es frei wird in mir. Ich glaubte, es ginge Thomas auch in diesen ganzen Dingen nur noch um die Frau, die er liebte."

„Um meine Frau. Das wollten Sie mir noch sagen? Freilich ging es in Thomas um Annette, aber in einem höheren Sinne. In ihrem Andenken handelte er für mich und für den Versuch, das Recht zu finden. Dem muß man alles opfern, Fräulein Adda. Aber daß er Sie darum verlieren sollte, ich glaube, das ist zu schwer für ihn, und wieder ungerecht von Ihnen. Ich darf Ihnen das sagen?"

Adda stand auf. Sie streckte über Annettes Bild hinweg Geninde die Hand entgegen:

„Sie dürfen mir alles sagen."

„Und nun werden Sie ruhig sein und sich auch vor morgen nicht fürchten?"

Sie schüttelte den Kopf:

„Sie helfen mir ja."

* * *

10. Kapitel.

Die Scheiben des Schwurgerichtssaales waren milchig trübe. Man ahnte förmlich, wie die Nebelwand von außen herandrückte. Wenn die Tür zu dem großen steinernen Korridor aufging, quoll eine Woge von Feuchte und Kühle herein. Der modrige Geruch vom Stadtgraben her haftete in den Kleidern der Zuhörer. Die Bänke waren voller Menschen. Aus den feuchten Kleidern stieg Dunst, vermählte sich mit der melancholischen Atmosphäre des Schwurgerichtssaales.

Staatsanwalt von Gruber schien der einzige, der nach der langstündigen Verhandlung noch frisch schien. Sein braunes schmales Gesicht hatte noch nichts von den Müdigkeitsschatten, die auf den anderen lagen.

Die Vernehmung der Zeugen nahm Stunde auf Stunde dieses zweiten Verhandlungstages in Anspruch.

Im Zuschauerraum war Flüstern.

Landgerichtsdirektor Keinow klopfte mit seinem Bleistift auf:

„Ich bitte um Ruhe", sagte er scharf, „Justizwachtmeister, den Zeugen Karl Lehmann."

Der Name fuhr wie ein Signal in die ermüdete Menschenmenge. Wie auf einen Ruck fuhren alle Köpfe zur Tür herum. Lehmanns Name ließ sogar Becker aus seiner Apathie erwachen. Lehmann? Lehmann? Wer war denn das nun wieder? War das etwa der Stiefvater von dem kleinen Mädel, das damals in die Oder gehen wollte? War das etwa der unerwartete Zeuge, von dem Rechtsanwalt Geninde gesprochen?

Geninde nickte Becker ermutigend zu:

„Ich hab's Ihnen ja gesagt, Becker", sagte er halblaut. „Warten Sie nur. Und passen Sie gut auf. Jetzt müssen Sie mitarbeiten. Von Ihrem Scharfsinn hängt viel ab. Sehr viel."

Die Menschenmasse des Saales war nur noch ein Auge. Sah nur Karl Lehmann. Er schob sich zwischen den Bewachungsbeamten vorwärts. Das grobe Gesicht war in die breiten vorgestreckten Schultern hineingezogen.

Becker blinzelte aus seinen trüben Augen angestrengt zu Lehmann. Er begegnete einem höhnischen Blick. Keinow las die Personalien vor; es stimmte alles, auch die Vorstrafe wegen Rohheitsdeliktes in der Trunkenheit.

„Also, Zeuge Lehmann, nun erzählen Sie uns mal, warum Sie die Akten Becker haben entwenden lassen. Sie haben bisher geschwiegen. Sie haben immer behauptet, auf die Verhandlung warten zu wollen. Nun ist die Verhandlung. Also? Sie werden Ihren Eid abzulegen haben. Auf die Bedeutung des Eides brauche ich Sie wohl nicht hinzuweisen? Nein? Also, heben Sie die Hand und sprechen Sie mir nach —"

„Ich beantrage, den Zeugen unvereidigt zu lassen", warf Geninde ein.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Wirtschaftsartikel.

Wir sind wegen unserer Betrachtung „Allerhand Planmäßigkeiten" in Nr. 2 der „Berner Woche", die sich mit der Zementindustrie beschäftigte, zurecht gewiesen worden. Es gebe keinen Zementtrust, sondern nur ein Kartell. Die „Tat" Duttweilers braucht zwar den Ausdruck „Trust" ebenso wie wir, und im Volk sind Preisverabredungsverbände, die von Verbands wegen ganze Werke still legen, die einen verlustreichen Kampf führen um Außenseiter zu erledigen, die besiegte Außenseiter zur Liquidation zwingen und nach beendigtem Kampfe . . . trotz Baukrise und demzufolge natürlichen Preisdruckes, die Preise heraufsetzen, ein und dasselbe, ob sie sich nun als Trusts oder als Kartelle konstituieren. Daß man sich als Angegriffener über solche Unterscheidungsfehler ärgert, verstehen wir. Aber die Zementherren werden zugeben, daß im Volk das Wesentliche erfaßt wird, wenn es den Effekt, und nicht die Namensform wertet und den Sammelnamen Trust auch auf Kartelle anwendet.

Es geht uns im übrigen darum, die werdende Neugestaltung der Wirtschaft in ihrem Ringen zu verfolgen, das bald auf privatwirtschaftlichem, bald auf staatlichem Boden erfreuliche und weniger erfreuliche, gelungene und weniger gelungene Ergebnisse zeitigt, wie unsere dauernden Leser dies feststellen können.

In diesem Zusammenhang sei eine kurze Betrachtung der neuen Wirtschaftsartikel, die Bundesverfassungsartikel werden sollen, erlaubt. Je nachdem diese Artikel endgültige Gestalt erlangen, kann auch das Zementkartell von der „Gefahr neuer Außenseiter", (oder die Außenseiter vor der Versuchung, ihre Kapitalien in verlorene Konkurrenzwerke zu stecken), gesichert werden.

Nachdem in Artikel 31 die Handels- und Gewerbefreiheit neuerdings gewährleistet und nur Vorschriften, die aber diese Freiheit nicht beeinträchtigen dürfen, vorbehalten werden, soll ein neuer Artikel 32 erlauben, im Rahmen der dauernden Interessen einer gesunden Gesamtwirtschaft, Maßnahmen zu ergreifen zur Förderung von Gewerbe, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr. „Unter Wahrung der Gesamtinteressen" kann der Bund Vorschriften erlassen, „ohne an die Schranken der Handes- und Gewerbefreiheit gebunden zu sein".

Und was bezweckt dieses Recht, Vorschriften zu erlassen? Die Erhaltung des Bauernstandes, den Schutz wichtiger, in ihrer Existenz gefährdeten Wirtschaftszweige und Berufsgruppen. Daß die Vorschriften auch Kartelle und ähnliche Organisationen betreffen können, daß Vereinbarungen und Beschlüsse von Berufsverbänden behördlicherseits allgemein gültig erklärt werden können, zeigt trotz den vorgesehenen Einschränkungen, daß wir im Begriffe stehen, neue, längst eingebürgerte Formen des Wirtschaftslebens zu legalisieren, zugleich aber zu bändigen „im Rahmen der dauernden Interessen einer gesunden Gesamtwirtschaft". Von der behördlichen Allgemeinverbindlicherklärung ausgenommen bleiben Preisabreden. Ob das nicht eine Lücke gibt?

Völkerbundsgespenst und Grossmächte

Was in Genf unter den Völkerbundsmitgliedern zu Gunsten des bedrohten China beschlossen wurde, ist gleich Null. Wichtiger ist schon die Fühlungnahme unter den drei Großmächten Frankreich, England und Rußland. Die Tagung des Rates mußte resultatlos verlaufen, weil sich ein Anwalt für Japan eingefunden, der mit dem drohenden Veto alles in Frage zu stellen drohte: Polen. Daß dann die Großmächte sich vor diesem Eventualfalle zurückzogen, aber unter sich, inoffiziell, weiter verhandelten, ist die für China einzig übrig gebliebene Hoffnung.

Der Völkerbund kommt einem wie ein Gespenst vor. Die nordischen Staaten und Holland spielen mit dem Gedanken des Austrittes und wünschen, der Artikel 16, der zu Sanktionen verpflichtet, möchte fallen gelassen werden. Die Schweiz ist bescheidener und hat nur den Wunsch, daß man ihr die Sanktionenpflicht erlasse, damit sie wieder ohne Einschränkung in den Stand der alten Neutralität zurückkehren könne. Die Holländer und ihre verbündeten kleinen Staaten im Norden wollen auch den Abessinienhandel begraben und damit Mussolini den Rückweg nach Genf ebnen. Frankreich und England haben erreicht, daß der Angriff auf Artikel 16 unterblieb. Sie haben indessen die Unsicherheit und Unzufriedenheit der kleinen Mitglieder nicht beseitigt. Ueberall besteht die Angst, in einem kommenden Kampfe zwischen Diktatoren und Demokratien zwischen die Mühlsteine zu geraten. Sie wollen das nicht, sie wollen abseits bleiben, um den oder jenen Preis. Und erlaubt man ihnen bei den demokratischen Großmächten nicht, sich von der Sanktionenpflicht zu befreien, dann werden eben andere Schritte erwogen.

Bis jetzt haben die Jugoslaven in Berlin und Rom noch kein Versprechen abgegeben, Italien zu folgen und in Genf auszutreten. Auch Rumänien unterließ derartige Drohungen. Ungarn und Oesterreich bleiben auf Geheiß der Achsenmächte beim Bunde. Die Furcht, es könnte dennoch einer von den Donaustaaten das Signal zur allgemeinen Flucht aus Genf geben, lähmte die Mächte, als es die Behandlung der rumänischen Juden durch die Regierung Goga zu verhindern galt. Man hat lediglich die jüdischen Petitionen als „annehmbar" anerkannt. Geholfen wird den Juden aber nicht. England hat überdies seinen Palästina-Teilungsplan durchzufechten und wünscht schon dieses Planes wegen die Unterstützung von Polen und Rumänien, die ihrerseits froh wären, ihre Juden scharenweise ins gelobte Land schicken zu können.

So steht es um die „führende Macht Großbritannien" im Völkerbunde. Leider, so scheint uns, wird ihr kluges Leisetreten die Entwicklung nicht aufhalten. Sollten die nordischen Staaten Italiens Raub anerkennen, und sollten sie, um den Sanktionspflichten zu entfliehen, austreten, so würde wahrscheinlich der ganze Donauraum sich von der „Société" abwenden.

Bemühend wirkt auch, zu sehen, wie sich die drei Mächte selber von den Pflichten, die Genf ihnen als Einzelmitglieder auferlegt hat, drücken. Da gab es eine Brüsseler Resolution, die ein individuelles Helfen für China empfahl. Waffen, Kredite, Petrolembargo für Japan, das verlangt China in Genf, und das ist es im wesentlichen, was man in Brüssel empfahl. Aber im britischen Unterhaus hat ein Anfrager von der Regierung die Antwort bekommen, ein Boykott Japans in diesem Sinne würde niemals möglich sein. Natürlich! Kaufen würden nicht mehr die Japaner, sondern die Deutschen und Italiener, und die Materialien kämen dennoch nach Japan! So verdienen denn die holländischen Petrollieferanten in Niederländisch Indien wacker an Japan, das sich übermorgen Javas und Sumatras bemächtigen kann, und die britischen Petrolherren verdienen ebenfalls und füttern den Tiger, der ihnen morgen Hongkong abnimmt und Indien in Flammen setzt. Frankreich aber zittert um Indochina, und es war der neue Regierungschef Chautemps, der im Rat zu Genf das Signal zum Ducken gab. Die Pflichten gegen China könnten die Möglichkeiten übersteigen, sprach er.

Bei all den himmeltraurigen Betrachtungen überlegt man sich, daß hinter der Fassade des „Wir können nichts machen" doch allerlei geschieht. Das seit dem Einschlafen des spanischen Nichtinterventionsausschusses stumm gewordene Rußland soll Panzerwagen in laufender Kette durch Ostturkestan schicken, und Flugzeuge seien nicht nur nach Wladiwostok, sondern ins chinesische Hinterland geflogen. Reisende berichten, in Wladiwostok wären mehr als 100 U-Boote und 500 Flugzeuge versammelt; die ganze Küste nordwärts des Hafens sei ein einziger befestigter Ring von Flugplätzen und Schlupfwinkeln für die Luft- und Wasserwaffen, und wenn im Sommer die Meere wieder offen stünden, könnte sich plötzlich der russische Druck gegen Japan verschärfen.

Ob auch Großbritannien gegenwärtig mit gleichem Eifer an der Neu-Ausrüstung der Chinesen arbeitet? Nur ein winziger Teil des Materials, das in Kanton eingeführt werde, wurde einem Anfrager im japanischen Parlament geantwortet, sei britischen Ursprungs. Der Hinweis geht auf Rußland.

Vielleicht auch auf Amerika? Die europäischen Mächte warten auf USA. Es ist möglich, daß sie zuwarten, bis es zu spät geworden. Es ist aber auch möglich, daß Amerika richtig rechnet und Japan im rechten Moment vor sich selbst und . . . vor den Russen rettet. Schließlich wünschen die Angelsachsen keine der drei Mächte Rußland, Japan oder China zu stark. Großmachtpolitik ist eben nicht unschuldig und nicht idealistisch.

—an—

Kleine Umschau

Unsere altehrwürdige Bundesstadt ist wieder einmal ohne ihr Zutun in zwei europäische Ereignisse einbezogen worden, nämlich in den mächtigen Sturm, der in andern Ländern und an andern Orten noch mehr Schaden anrichtete als das Zertrümmern eines Glasdaches, wie dies hier der Fall war — und dann in die Erscheinung des Nordlichtes. Das waren schon Ereignisse, die nachdenklich machten und allerhand Störungen in unserm Alltag auslösten. Man liest von irgendwo in der Ostschweiz, daß zum Löschen des Nordlichtes die Feuerspritze ausgerückt sei. Wir lachen über diese Nachricht aus dem Osten, die sich mit einer hübschen Geschichte des Adolphe Ribaux, die sich im Welschland anläßlich eines Sonnenunterganges zugetragen hat, deckt. Verlieren wir keine Worte darüber: in einer größeren Ortschaft in der Nähe einer unserer bernischen Metropolen wurde anläßlich des Nordlichts gleichfalls die Feuerspritze aus der Garage heraus gezogen. Aber niemand im Dorf will der Urheber dieser Handlung gewesen sein.

Seit siebenunddreißig Jahren, so wird berichtet, gab es ein solches Nordlicht nicht mehr. Sand aus der Wüste Sahara ist schon über unsere Häupter gewirbelt; verschiedene europäische Erdstöße durften wir gleichfalls miterleben; dann wieder kamen Stürme, und jetzt das Nordlicht: wer weiß, was wieder grenzenüberflutendes unser wartet. Bibelfeste denken an Heuschreckenschwärme.

Heute spricht man zwar nicht mehr vom Nordlicht. Und wenn wieder einmal an einem Ereignis, so an diesem, können